Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1942-1943)
Heft: 4

Artikel: Tagebuch mit Büchern
Autor: Brentano, Bernard v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759887

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tagebuch mit Büchern

Von Bernard v. Brentano

20. 4. 37. In einem lesenswerten Aufsatz über Stefan George nennt der frühverstorbene Essayist Eugen Gottlob Winkler die Ausstattung von Georges Büchern phantastisch geschmacklos, und die Letter, mit der er seine Gedichte drucken liess, verkrampft und völlig leblos; sie habe keinen Stil, sondern nur den didaktischen Willen dazu.

Das ist übertrieben und ungerecht. Nimmt man heutzutage mehrere Bücher von George in die Hand, so findet unser Geschmack die Ausstattung eigenartig; aber einen Stil haben die Bände, und zwar den Jugendstil, der einem besonderen und vergangenen Jahrzehnt angehört und mit ihm entschwunden ist. Niemand würde wohl auf den Gedanken kommen, diesen Stil wieder aufzunehmen oder nachzuahmen. Aber daraus folgt noch lange nicht, dass er geschmacklos war.

Uebrigens pflegte George eine besondere Abart des Jugendstils, und zwar eine kämpferische, und ich finde, dass man die angreifende Entschlossenheit des Dichters seinen Büchern deutlich ansieht. Im Format und im Ausdruck ihrer Titelblätter haben sie etwas von einem Schild, von einer abwehrenden, zurückweisenden Waffe. Als George diese Bände unter seine Freunde und Anhänger verteilte, erhob er sich als erster und mit rühmenswerter Kühnheit gegen das schlammige Hochwasser jener materiellen, geldseligen und kostspieligen Geschmacklosigkeit, welche das ausgehende 19. Jahrhundert kennzeichnet.

Das sieht übrigens auch Winkler, wenn er von dem verkommenen Buchstabentyp spricht, mit dem noch die grosse Weimarer Goetheausgabe gedruckt worden sei.

Mag also die Ausstattung von Georges Büchern hochmütig und geziert wirken, sie wirkt wenigstens nicht mehr verziert, und zwischen diesen beiden Haltungen liegt die folgenreiche Schlacht, die George geschlagen hat. (Ausserdem ist es immer noch besser, eitel zu sein als protzig!)

21. 4. 37. Winklers Aeusserung beschäftigt mich immer noch, weil sie über den Gegenstand hinaus, den sie behandelt, als

Haltung interessant ist. Winkler gehört zu jenen keineswegs seltenen Fällen, in denen sich Jugend mit Kühnheit verwechselt, denn seine Behauptung ist lediglich jung, aber was Kühnheit angeht, ausgesprochen das Gegenteil davon. Es gibt eine bestimmte Art, vor allem Ungewohnten zu erschrecken und zu allem Ueberraschenden nein zu sagen, die nicht sehr mutig ist, und genau die liegt hier vor.

Aber noch etwas lässt sich bei dieser Gelegenheit betrachten: die Bodenlosigkeit abstrakten Anschauens und die Widersinnigkeit abstrakter Objektivität. Ich würde eine beträchtliche Wette halten, dass Winkler kein Vergleichsmaterial auf dem Schreibtisch hatte, als er seinen Aufsatz schrieb, sondern nur die Bücher Georges. Aber man halte einmal ein Buch aus den neunziger Jahren neben eines von George, etwa einen Band Gedichte von Geibel oder Meyer, also berühmter Lyriker ihrer Zeit, deren Werke bei angesehenen Verlegern erschienen, oder ein Prosawerk, sagen wir: Das Leben Michelangelos von Hermann Grimm.

Dieses Buch, das ich vor mir habe, ist auf ein ordinäres, glänzendes, viel zu schweres Papier gedruckt, die Letter ist gekünstelt und hässlich, die Typographie sinnlos und kleinlich. Der Einband besteht aus einem schmutzig-braunen Leinen, auf das man drei gänzlich zusammenhanglose Ornamente gepresst hat — zur Verzierung! — und von denen zwei in schwarzer Farbe, eines in goldener erscheinen. Warum dem so ist, lässt sich nicht erraten, und man wird vergebens über eine Sache nachdenken, über die nicht nachgedacht wurde, als man sie herstellte.

Genug davon. Man muss nicht müde werden, zu vergleichen, wenn man Urteile fällt und gerecht bleiben will.

23. 4. 37. Als sich George als Dichter erhob, sagte er zu allem nein, was seine Zeitgenossen trieben, was den Verlegern gefiel, dem Publikum vorgesetzt und von den andern Schriftstellern nicht gesehen und schweigend ertragen wurde. Diese radikale, und das heisst bis an die Wurzeln gehende Ablehnung, ist ein wesentlicher Bestandteil von Georges Grösse; ein zweiter ist, dass er verschmähte, Artikel gegen die Geschmacklosigkeit zu schreiben, wie es damals und für lange Mode wurde; er zog

es vor, zu handeln. Ich gebe zu, es gelang ihm nicht, in der Ausstattung seiner Bücher einen dauernden Stil zu schaffen. Aber welcher Stil hat jemals gedauert?

Man überschätzt für gewöhnlich die Dauer grosser Epochen künstlerischer Blüte, und viele Menschen sind erstaunt, wenn sie erfahren, dass zum Beispiel die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung ungefähr dreissig Jahre lang gedauert hat. Und wie lang, oder vielmehr wie kurz dauerte die deutsche Klassik und die Romantik?

25. 4. 37. In seinen kunsthistorischen Aufsätzen bemerkt Dehio, in dem einen Jahrzehnt von 1500—1510 sei mehr Holzplastik und vor allem unendlich viel besser produziert worden, als in dem Halbjahrhundert von 1550—1600.

1. 12. 38. Im Roman stösst das Leben auf Probleme; im Entwicklungsroman ist es selber problematisch. Daraus folgt, dass, wenn man schon dieser Kunstform einen erzieherischen Wert zuerkennen will, die Nützlichkeit der ersten Gattung höher ist als der zweiten.

7. 12. 38. In seinem Buch: „Romantische Liebhabereien" zitiert Martin Kessel den Satz von Max Stirner: „Ich halte mich nicht für etwas Besonderes sondern für einzig", und bemerkt dazu, die Aeusserung sei eine Geste, die sich im 19. Jahrhundert oft wiederholt habe. Das ist richtig, und man kann den Irrtum nicht knapper ausdrücken, in dem sich der Individualismus des 19. Jahrhunderts befand. Denn — einzig ist jeder, wie schon der Fingerabdruck beweist, aber etwas Besonderes — Wenige!

10. 12. 41. Es ist eigentlich rührend zu sehen, mit welch unverhohlenem Staunen die Verfasser mancher Literaturgeschichten die Arbeit der Dichter anstaunen. So bemerkt Oskar Walzel einmal, C. F. Meyer habe die Knappheit des Ausdrucks, „der er später besonders in seinen Versdichtungen rückhaltlos huldigte", nicht auf den ersten Schlag getroffen. Selbst auf seiner Höhe sei ihm nicht geglückt, bei erster Niederschrift auch nur von Ferne seinem künstlerischen Ziel nahe zu kommen, und selten dürfe ein anderer Dichter gleich mühsam und durch gleich unermüdliches Umschreiben und Umformen zur endgültigeng Gestalt seiner Schöpfungen gelangt sein.

Walzel macht sich seine Arbeit allerdings bedeutend leichter; man lese einmal den zitierten Abschnitt (im Original) laut vor sich hin — schlechteres Deutsch kann ein Mann allein kaum schreiben. Aber dass er sich wenigstens wundert, dass er vor soviel Fleiss mit offenem Mund stehen bleibt, wie Schulbuben vor einem Rennauto, sei unserem Autor angerechnet. Denn manche Gelehrte irren sich nicht allein darin, dass sie meinen, Meyers Fleiss sei eine Ausnahme und etwas Ungewöhnliches, es gibt auch Leute, die überzeugt sind, einem richtigen Dichter gebe es der Herr im Schlafe.

Alle grossen Dichter haben unermüdlich gearbeitet, und ich gestehe, dass ich gerade den Fleiss um so höher schätze, je älter ich werde. Der Fleiss des Künstlers ist sein Turnier mit der Materie, sein Kampf mit der Hydra des Stoffes, und hier wie anderswo hat ein allzuleichter Sieg etwas künstliches, zufälliges, ja sogar etwas enttäuschendes, wie ein Fussballkampf, der bereits in der ersten Halbzeit 4:0 endet oder ... wie ein Gedicht von Rückert!

Rilke, um ein neueres Talent zu nennen, fing mit bescheidenen Uebungen an; in seinen ersten Veröffentlichungen stehen die üblichsten Primanerarbeiten. Auch in den „Neuen Gedichten" von 1910 und 1912 findet man noch eine beträchtliche Zahl von Gedichten, die wenig auffallen; wo er dort historische oder biblische Stoffe wählt, erreicht er Börries von Münchhausen nicht.

Wäre Rilke nach der Veröffentlichung dieser Bände gestorben, würde sein Ruhm nur eine bescheidene Höhe erreichen. Ein Gedicht wie „Die Liebende" hätte ihm zweifellos einen dauernden Platz gesichert, aber höchstens neben Georg Heym und weit unter Trakl.

Selbst das (ein wenig zu berühmte) Gedicht: „Der Panther" hätte daran nichts geändert. Das Gedicht ist sehr schön, aber dem ergreifenden und spannenden Aufstieg, den es mit der viertletzten Zeile nimmt:

> Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
> sich lautlos auf...

folgt kein ebenbürtiger Abschluss. Die letzte Zeile:

> und hört im Herzen auf zu sein.

fällt ab und enttäuscht, und die Wirkung des Ganzen wird durch diesen Fehler beeinträchtigt.

Aber Rilke war unermüdlich. Ich glaube, dass er menschlich genug war, den Ruhm zu lieben, aber er war noch unbeugsamer als Stefan George und ging mit ergreifender Beharrlichkeit einen weiten Weg zu sich selber. Als ihm nach der Pause des Weltkriegs die Sonette an Orpheus und die Duineser Elegien gelangen, da wusste er, dass er gesiegt hatte.

Auch in diesen Gedichten wird ein behutsamer und sorgfältiger Betrachter, neben vielen unsterblichen, unvollkommene Zeilen finden, undeutliche, und das heisst unaufgelöste, unbesiegte Wendungen, aber wenn man die Werke als Ganzes nimmt, hat Rilke hier neue Tore aufgemacht und unsere Sprache sehr bereichert, indem er sie zwang, so modern zu sein wie das Jahr, in dem diese Gedichte geschrieben wurden. Er selber aber triumphierte nicht nur als der tiefste und empfindlichste Lyriker seiner Epoche sondern auch als ihr kühnster Denker.

Rilkes Weg war lang, langsam und von verzweifelten Pausen, Pausen der Verzweiflung unterbrochen. Aber die geduldigen Serpentinen dieser Wanderung gehören zu seinen Arbeiten und zu seinem Bilde, und wie man es bei chinesischen Dichtern findet, ist seine zielstrebige Wanderschaft von seinen Versen nicht zu trennen.

17. 4. 41. Was die Langeweile angeht, von der am Schluss der „Ewigen Gefühle" die Rede ist, so ist dort keineswegs jenes ordinäre Gefühl gemeint, das Hohl- und Dummköpfe überfällt, wenn man sie eine halbe Stunde allein lässt. Die Langeweile ist eine Krankheit, an der nur empfindliche Seelen leiden, und sie gleicht den Wespen, von denen das Sprichwort sagt, dass sie nur an guten Früchten nagen. Der Stumpfsinnige ist nur des Stumpfsinns fähig, aber niemals der Langeweile, weil er sich garnicht vorstellen kann, was er entbehrt, während der phantasievolle Mensch nicht nur gefühlsmässig entbehrt sondern auch deutlich vor Augen hat, was ihm fehlt — wie Tantalus die Zweige des Baumes. Er hat ein anregendes Buch gelesen, und wie gut könnte man sich nun über das Werk und seinen Autor unterhalten, wenn der Freund, mit dem er

zu sprechen begehrt, nicht zu träge wäre, um aufzustehen und eine Stunde zu plaudern.

Ein Acker, der Kartoffeln tragen soll, und eine Seele, welche grosse Gedanken zu denken vermag, sind nicht aus dem gleichen Stoff gemacht, und wo der eine auf einen Regenguss geduldig zu warten vermag, wird die andere unter der Dürre leiden; anhaltende Dürre aber tötet beide.

Man nennt einen Menschen anregend, aber man macht sich selten klar, wievieler Anregungen ein solcher Mensch bedarf; nur sehr niedrige Lebewesen befruchten sich selber.

„Je geistiger jemand ist, sagt Giacomo Leopardi, um so häufiger qualvoller und schrecklicher plagt ihn die Langeweile. Der grösste Teil der Menschen kann sich mit irgendetwas beschäftigen und findet an jeder noch so nichtigen Tätigkeit Freude; wenn diese Leute aber garnichts zu tun finden, so ist ihnen das auch nicht weiter peinlich. Daher kommt es, dass man gefühlvolle Menschen so wenig versteht, und dass man sich manchmal wundert und manchmal lacht, wenn diese mit so ernsten Worten über Langeweile klagen, wie man sie sonst nur bei den schlimmsten Uebeln gebraucht... Die Langeweile ist in gewissem Sinn das Erhabenste aller menschlichen Gefühle. Darum ist sie auch unbedeutenden Menschen wenig bekannt, und ganz wenig oder garnicht den Tieren."

18. 4. 41. Die Dichter früherer Epochen dachten an ihre Zuschauer oder ihre Leser und überlegten, wie sie diese erschüttern könnten; die Naturalisten versenkten sich so tief in die Seelen ihrer Figuren, dass sie an nichts anderes mehr denken konnten.

20. 5. 41. „Man liest diese Biographie gern, die trotz der Romanform nicht ins Romanhafte abgeleitet..."

Solche Sätze liest man weniger gern, obgleich man ihnen neuerdings häufig in den Kritiken der Zeitungen begegnet. Es gibt Romane von Goethe und Fontane, von Flaubert und Gotthelf, und es ist widersinnig, ein Werk zu loben, weil es keine Aehnlichkeit mit den Wahlverwandtschaften oder mit Effi Briest habe. Kritiker, die sich verächtlich über „das Romanhafte" äussern, meinen denn auch etwas anderes, und sie sind blos zu träge oder zu unbegabt, um genau aus-

zudrücken, was sie sagen wollen: sie meinen das Unwahrscheinliche und Ausgeklügelte.

In schlechten, misslungenen Romanen begegnen wir verzeichneten Charakteren, hölzernen Dialogen und unwahrscheinlichen Situationen, aber schlechte Bücher sind kein Einwand gegen gute.

Jedes Kunstwerk hilft uns, die schwierige (und so überaus notwendige) Kunst zu üben, uns in die Seele anderer Menschen zu versetzen, begreifen zu können, was im Fremden, im gegenüberstehenden Menschen vor sich geht, wie er denkt, wie er empfindet, und weshalb er so empfindet. Ein Biograph muss diese Kunst, die gelernt sein will, besonders üben. Er soll seinen Helden verstehen, aber auch dessen Gegenspieler, und beide verständlich machen.

Der Aufschwung, den die Kunst, Biographien zu schreiben, seit 100 Jahren genommen hat, wäre ohne die vorbereitende Arbeit nicht denkbar, welche die grossen Romandichter seitdem geleistet haben und immer noch leisten. Die beiden sehr verschiedenen Arten der Menschendarstellung zu verwechseln und beim schreiben durcheinander zu bringen, ist unzulässig, und diesen Fehler zu tadeln, wo er auftritt, das gute Recht der Kritiker. Aber sie überschreiten die Grenze des Erlaubten, und und verwirren die Begriffe, wenn sie den Namen einer so hohen Kunstgattung, wie es der Roman ist, als abschätzigen Ausdruck gebrauchen.